

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 31. August 1812.

66.

Versuche mit Waid.

Ohne mit den Versuchen des Herrn D. Heinrichs zu Plan bekannt zu seyn, unternahm schon 1808. der Pardubitzer würdige k. k. Oberamtmann, Herr Joseph Stejnka, die Anpflanzung des Waides (*Isatis tinctoria* L.) im Kleinen, um später Indigo aus demselben zu scheiden. Durch seine Aneiferung bewogen, versuchte ich diesen Prozeß im Jahre 1810. zum ersten und 1811. zum zweiten Male. Ich befolgte Schrebers, Kulenkamps, Hermbstädts und des Freiherrn v. Meidinger Gährungs-methode; allein, wie es jetzt D. Heinrich gezeigt hat, ist diese Gewinnungsart zu unsicher. Ich war also auch nicht so glücklich, ein dem Indigo ganz ähnliches Produkt zu erhalten, sondern bekam nur eine blaugrüne Farbe, die zwar nach der Analyse des geschickten Apothekers zu Landskron, Herrn Erleben, einen Indigo lieferte, der aber noch zu sehr mit fremdartigen Theilen vermischt war. Ein Beweis, daß die Gährung nicht vollendet, und das blaue Farbpigment von dem gelben nicht genug geschieden war. Meine mißlungenen Versuche bewogen den zu Ejiwiz wohnenden Förster, Herrn Joseph Otto, einen Mann, der sich der Ebnie, Physik und Mechanik in seinen Nebenstunden widmet, unterstützt durch den Herrn Oberamtmann, Versuche mit der Erzeugung des Waid-Indigs zu unternehmen. Er wich, so wie D. Heinrich, von der schon gebahnten Straße ab und wählte, statt der Einweichung der Blätter in kaltes Wasser, die Infundierung. Die Resultate seiner Versuche gelangen glücklich; er stellte einen Indigo dar, der dem Carolina-Indigo in nichts nachsteht,

indem er eben so dauerhaft und gut damit alle Arten von wollenen, baumwollenen und leinenen Zeugen färbte, wie mit dem ächten, unserm Vaterlande manche schöne Summe raubenden, westindischen Indigo. Der Herr Oberamtmann hat nun den Waid an mehreren Orten auf der Kameralherrschaft Pardubitz mehrentheils ausgesät, und seine Pflanzungen versprechen die nächsten Jahre einen reichlichen Ertrag an Blättern und Samen. Nach seinen Beobachtungen wiegen $1\frac{1}{2}$ niederösterreichische Mese 14 Pfund. Pardubitz, am 25. Mai 1812.

* * *
H. B.

Es wäre zu wünschen, daß von dem Waid-Indigo, nach der neuen Methode aus den Waidblättern geschieden, — mehrere, wenn auch nur kleine Proben in die Hände geübter und erfahrener, nicht mit Vorurtheilen eingenommener Färber geliefert würden, um dessen wahren Gehalt vorher prüfen, und genaue Vergleichen über das Verhalten desselben gegen den indischen Indigo anstellen zu können. Meines Wissens ist bis jetzt zwar viel über den Waid-Indigo und dessen Bereitung nach alten und neuen Methoden gesagt, aber das Verhältnis desselben, in Rücksicht der Reinheit und Ausgiebigkeit dieses blauen Farbstoffes, in Vergleichung mit jenem aus der Pflanze nirgends belehrend oder überzeugend dargestellt worden. Die große Aufmerksamkeit, die jetzt überall auf den Waid-Indigo gerichtet ist, berechtigt uns jedoch zu der Erwartung, daß auch dieser Gegenstand bald seine Berichtigung finden werde.

Wenn auch der Waid-Indigo an und für sich keine neue Erfindung ist, so wird doch Jeder, der die Zubereitung desselben nach der alten, mit so vielen Schwierig-

keiten verbundenen Methode kennt, unsern jetzigen Chemikern Dank wissen, daß sie eine einfachere und sichere Verfahrensart ausfindig machten, und uns an die Hand gaben, wie man mit Vermeidung aller kostspieligen Apparate und Manipulationen den blauen Farbestoff als Indigo aus den Waidblättern am sichersten und wohlfeilsten ausscheiden und gewinnen kann.

In dieser Beziehung zeichnet sich auch der Versuch des Herrn Salzer vortheilhaft aus, und wenn auch seine Verfahrensart von jener des Herrn D. Heinrichs, welchen die k. k. österreichische Regierung so vortheilhaft auszeichnete — in einigen Nebensachen abweicht, so dürfte sie doch im Wesentlichen zu ein und demselben Resultate führen. Nur bleiben im Allgemeinen auch hier noch manche Fragen und Zweifel über die Bereitung des Waid-Indigo's zu lösen übrig, z. B. über die dabei, wie mich dünkt, nicht ganz zweckmäßige Anwendung der Schwefelsäure, und überhaupt aller Säuren, wenn nicht die größte Behutsamkeit beobachtet wird. So wie ich auch nicht weiß: ob es vortheilhafter sey, die Waidblätter gleich nach dem Schneiden, so wie Herr Salzer sie nahm, oder erst trocken, so wie Herr D. Heinrich sie verlangt, zu infundiren. Letzteres dürfte zur Beschleunigung der Arbeiten im Großen leichter ausführbar, ersteres aber zur Gewinnung einer verhältnißmäßig größern Menge blauen Farbestoffs zuträglicher seyn, weil durch das Trocknen der Blätter, wenn es nicht mit aller Vorsicht geschieht, leicht etwas von dem Farbestoffe derselben zersetzt werden und verloren gehen kann.

E. D.

Gemeinnütziger Vorschlag.

Das Jahr 1812. ist so reich an großen Naturereignissen, daß wir schon darin hinlängliche Beschäftigung finden, ohne uns um die politischen Begebenheiten zu bekümmern. Der Charakter der Bitterung ließ uns erst Alles hoffen und dann Alles fürchten. In größter Heftigkeit (trotz der entsetzlichen Menge von Raupen und Käfern) blüheten die Bäume zu unserer größten Freude, und wir erhalten gleichwohl äußerst wenig Obst. Die Feld- und Gartenfrüchte prangten mit ihrer Fülle, und nur mittelmäßig ist die Ausbeute. Ueber Alles erhaben,

frosten die Weinstöcke voller Trauben, so daß wir an manchen 80 und mehr zählten, und welche bei gehöriger Reife auch eine Länge erreicht haben würden, deren wir uns nicht erinnern könnten. Aber das lange anhaltende Regenwetter, die ausdauernde Kälte mitten im Sommer, die schnell wechselnden Extreme, zernichteten so manches Vortreffliche. Von Nässe schwer und zerbrochen lagen die Halmen auf dem Boden und über einander; das Unkraut bekam zu viel Nahrung und wuchs dem Getreide zuvor. Oft wurde die Erndte unterbrochen, so daß die Körner ausfielen.

Die häufigen Donnerwetter und noch häufigern Regengüsse, wie Wolkenbrüche, und endlich die entsetzlichen Hagel- und Schlofenwetter ruinirten so manche schöne Gegend, vernichteten so manche frohe Aussicht und zerrütteten so manchem Gutbesitzer seine Finanzen. Sowohl die auswärtigen, als vaterländischen öffentlichen Blätter können uns die traurigen Ereignisse kaum alle erzählen.

Unser Vaterland selbst zählt eine Menge solcher schrecklichen Erfahrungen, welche einzelne Dorfschaften und Distrikte erlebten, wo die Einwohner durch Hagel und Regengüsse mit Ueberschwemmungen nicht nur um ihre Erndte kamen, sondern auch an ihren Wohnungen stark beschädigt wurden.

Dergleichen Naturerscheinungen ereignen sich fast jedes Jahr, bald minder, bald schrecklicher; sie sind für diejenigen, welche sie betreffen, ein großes Unglück, und wir sind freilich nicht im Stande, solchen Ereignissen Einhalt zu thun; aber die Folgen können wir ändern und bessern, damit sie denjenigen, die sie treffen, nicht so drückend werden.

Freunde der leidenden Menschheit erlauben sich daher, nachstehenden zu prüfenden Vorschlag zu äußern:

Wäre es nicht gut gethan, wenn in Sachsen Hagel-, Schlofen- und Ueberschwemmungs-Cassen (so wie die Brandversicherungs-Casse) errichtet würden, aus welchen die durch jenes Unglück beschädigten Einwohner Hülfe und Unterstützung erlangten. Das Unglück, durch Hagel und Ueberschwemmung sein Eigenthum verloren zu haben, ist dem durchs Feuer gleich. Wer ohne sein

52
zu
Ein
und
find
fen
erw
zu
che
d. V
Ma
Zuck
am
Elim
außer
bei
häufe
worte
dem
gen
heute
über
ses
Beden
allhier
garten
bloß
der
länglic
bereits
fen
bewahr
bleibt
Gegend
heit

Zuthun um sein Eigenthum kommt, hat gerechte Ansprüche auf unser Mitleid. Hier bedarf es einer bloßen Einrichtung, und der Schade ist geheilt.

Dieses zweckmäßige Unternehmen würde gewiß bei uns alle mögliche Unterstützung finden; alle Feldbesitzer sind einem solchen Zufalle von Heimsuchungen unterworfen und ausgefetzt.

Vielleicht erregt dieser Vorschlag Interesse, und wir erwarten die besten Folgen davon.

Dresden.

A. B. C. bis J.

E i n e B e m e r k u n g,

zu der im vorigen Blatte dieser Beiträge befindlichen Abhandlung über „Benutzung des Mais.“

Weil der Verfasser des, im vorhergehenden Stücke d. B. befindlichen Aufsatzes: Die Benutzung des Mais, äußert, daß der von mir im 47. Stücke, zur Zuckergewinnung vorzüglich empfohlne, große nordamerikanische Mais, unverträglich mit unserm Klima und Boden sey, indem man nur höchstens in außerordentlich, früh und anhaltend warmen Sommern, bei sehr sorgfamer Wartung, (am sichersten in Treibhäusern,) eine leidliche Erndte und reifen Samen erwarthen dürfe; muß ich bemerken, daß selbst in diesem, dem Wachstume fremder Pflanzen gewiß nicht günstigen Jahre, die mehrsten genannten Maisstengel schon heute, 4, ja viele derselben 5 Ellen Höhe und etwa 1 Elle über der Erde, 2 Zoll Stärke erhalten haben, und dieses nicht allein in einem starken und wohl gedüngten Boden, wie man sie bei dem Herrn Hofgärtner Seidel allhier sehen kann, sondern auch in meinem Weinbergsgarten, in einem nur wenig gedüngten Sandlande, bei bloß einmaligem Behacken. Dieses scheint mir genügender Beweis zu seyn, daß man in jedem Jahre auf hinlängliche Ergiebigkeit des Stengels, wenn auch, wie ich bereits im 47. Stücke d. B. gesagt, nicht stets auf reifen Samen rechnen könne. Da nun aber der wohl aufbewahrte Samen bekanntlich mehrere Jahre keimfähig bleibt, man ihn auch im Nothfalle leicht aus wärmern Gegenden erhalten kann; so glaube ich, dieser Ungewißheit des Samenreifens ungeachtet, diese Pflanze noch,

mal, als die die Mühe gewiß am meisten belohnende, auch, so wie das Zuckerrohr, einen großen Theil des zur Zuckersiederei erforderlichen Brennmaterials liefernde, allen Zuckersabrikanten um so mehr empfehlen zu dürfen, je geringer die Hoffnung ist, selbst nach gehobener Handelsperre, den westindischen Zucker, wegen gänzlich verändertem Zustande der dortigen Plantagen, für den vormaligen geringen Preis zu erhalten, und je verdienstlicher es ist, dadurch etwas zur Verminderung der allgemeinen Noth beizutragen, daß man Bedürfnisse im Lande erzeugt, welche man bisher nur durch Versendung des täglich feltner werdenden Geldes befriedigte.

Dresden, am 27. August 1812.

D. K.

T h e o d i z e e.

„Es ist ein Gott!“

Ich glaub' es nicht allein; im Innern glühen
der Ueberzeugung eine helle Sonnen mir!
Laß, Atheist, dein Irrlicht Funken sprühen,
ich folge nimmer, Weisheitsgauler, dir;
zu deinen Sümpfen sollst du nie mich bringen,
laut will ich — meine Brüder warnend — singen:
„es ist ein Gott!“

Es ist ein Gott.

Woher denn sonst das Ich, das Dieß sich sagen,
das denken, wissen, zweifeln, glauben kann?
Bin ich, und kann das freie Ich sich wagen
im Flug bis zur Unendlichkeit — o, dann,
dann muß ich Gott den höchsten Urgeist nennen,
muß, überzeugt, vor aller Welt bekennen:
„es ist ein Gott!“

Es muß Gott seyn.

Denn könntest du wohl eine Norm dir denken,
gibst's ein Gesetz, das keinen Geber hat?
Gesetz ist da — und Keiner darf es kränken,
so folgt die Strafe auf dem Fuß der That;
und des Gesetzes weisester Urheber,
der mächt'ge Aufrechter ist der Geber,
ist Gott — Gott ist.

Es ist ein Gott.

Wie könnte sonst es eine Tugend geben?
Und — sprächen wir dem Tugendglauben Hohn —
vermögen wir, zu läugnen ew'ges Leben,
verkannter Tugenden gewissen Lohn?
Drum lehrte uns der Königsberger Weise,
(und dir sey Dank, du großer, sel'ger Preuße)
„es sey ein Gott.“

Es ist ein Gott.

Es muß, weil alle wir nach Wahrheit streben,
und nicht nach Unwahrheit: und nach Schein,

durchaus ein ew'ges Reich der Wahrheit geben,
und solches Reich kann ohne Gott nicht
Hier tapp' ich wie in finstern Labyrinth; (seyn.
im Reich der Wahrheit muß ich Wahrheit finden;
drum ist ein Gott.

Es ist ein Gott.

Hast du in deinen ersten, stillen Stunden,
in einer heil'gen, ungestörten Nacht,
das Höchste, Letzte — hast du es gefunden?
Auch ich hab', sinnend, manche Nacht durchwacht,
und ahne auf der Dinge letzter Stufe
ein Etwas — unbegreiflich — und ich rufe:
„O, das ist Gott!“

Es ist ein Gott.

Genau verbunden ist dieß höchste Wesen
mit dem Begriff der reinen Heiligkeit.
Wer kennt sie nicht, die richtigste der Thesen:
„es giebt notwendige Vollkommenheit“?
Muß also diese, muß sie existiren,
was soll ich stärkere Beweise führen,
daß Gott seyn muß?

Es ist ein Gott.

Du dachtest tief, Anselm, in deiner Lehre,
und schön und innig du, Kartesius!
Dein weiser Spruch macht deinem Herzen Ehre,
„daß, weil das Herz es sagt, auch Gott seyn muß.“
Dir war sein Daseyn in die Brust geschrieben,
auch mir ist diese zarte Schrift geblieben;
ich ahne Gott!

Es ist ein Gott.

Das große Reich der Wirkungen liegt offen
vor unsern Augen; aber spüren wir
der Ursach' nach, so stehen wir betroffen,
ohnmächtig, arm, unwissend, staunend hier.
Und Ursach' läßt von Wirkung nie sich trennen;
drum müssen wir, als Ursach', Gott, dich nennen;
ja, Gott, du bist!

Es ist ein Gott.

Empor den Blick! empor zum Sternenheere,
wie flimmert, funkelt, flammt es durch die Nacht!
Ich zitt're, bebe, weine und verehere
im Staub des großen Geistes große Macht.
Dort oben flammt mir's in den Azurfernern,
dort oben flammt's in Millionen Sternen:
„es ist ein Gott!“

Es ist ein Gott.

Mir kracht es aus den Wolken laut entgegen,
der Meere Sturm brüllt laut: „es ist ein Gott!“
Im Sonnenschein ist Gott — Gott ist im Regen,
im Thal und auf der Berge Gipfeln Gott;
mir singt's der Hain, und auf den Frühlingsfluren
erblick' ich, Schöpfergottheit, deine Spuren.
Mein Gott, du bist!

Es ist ein Gott.

Ein Gott nur konnte schaffen, kann erhalten.
Komm, armer, schwacher Erdensohn, komm her,

und schaffe Massen dir aus einem kalten,
aus todt'em Nichts schaff' Welten so, wie Er!
Versuche deine Kraft, zeig' deine Stärke,
und ordne und erhalte deine Werke,
wie Er es thut.

Es ist ein Gott.

Betracht' einmal dich selbst, die Welt im Kleinen;
wie schön, zweckmäßig, künstlich, wie genau
und doch entsprechend Alles ist in deinem
so richtig aufgeführten Körperbau.
Die Wunder ohne Zahl in den Organen,
die Nervengänge werden dich ermahnen:
„glaub' einen Gott!“

Es ist ein Gott.

Mir sagt's das alte Buch der Weltgeschichte,
daß er durch alle Zeiten hat regiert.
Dort zittern Große vor dem Strafgerichte,
hier wird dem Bettler Recht, das ihm gebührt.
Ich seh' in Eines Schand' und Uebelthaten,
ich seh' im Sturz und Heben ganzer Staaten,
daß Gott regiert.

Es ist ein Gott.

Ihn glauben ja die Völker aller Zonen,
die Völker aller Zeiten glaubten ihn.
Gab's keinen Gott, woher Religionen?
Woher der Völker eifriges Bemühen,
die Kenntniß von der Gottheit zu vermehren,
in ihr das höchste Wesen zu verehren,
gab's keinen Gott?

Es ist ein Gott.

Die Bibel sagt zu dir: „du sollst Gott glauben,
weil du bei diesem Glauben glücklich bist.“
Drum laß auch Nichts dieß hohe Glück dir rauben,
du, mein Reliaionsverwandter, Christ!
Laß Gottesläugnern deine Ruh nicht stehlen,
laß dich des Zweifels Höllenangst nicht quälen,
glaub' fest an Gott!

Eibenstock.

Karl Asmann.

Wie läßt sich Folgendes erklären:

Durch das Hinzuthun einiger storken Glasstücken
sollen auch die sonst gänzlich dem Anbrennen ausgefess-
ten Speisen, ohne daß gerührt werden darf, davon be-
freiet bleiben.

Gleichnisse.

Große Herren ohne Wohlthätigkeit — gleichen bö-
sen Cypressen, die keine Frucht tragen.

Der Schatten ist oft größer, als der Mensch, oft
aber auch kleiner, als er; so gebt's nicht selten auch mit
seinem Rufe.

B

Nr.

D

Figur
heit u
klare

Indie

gelbli

D

wöhnl

nigen

sie als

dienen

oder b

Werth

nem

nes)

eine

D

zu 4

Schäp

neml

einzel

Quadr

Verle

Gewic

Verle

rat,

spielt,

Eine

wog